

Quetzalcoatl : eine Reise nach Mexiko. Teil II

Autor(en): **Bucher, François**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **38 (1958-1959)**

Heft 10

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-160862>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

QUETZALCOATL

Eine Reise nach Mexiko, II. Teil

VON FRANÇOIS BUCHER

Das nordöstliche Tiefland

Der unvermittelte Bruch an der Grenze zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko, den wir im ersten Teil unseres Berichtes als eine Zeitverschiebung charakterisierten, macht den Grenzübergang sehr eindrucklich. Kaum hat man, noch von der kühlen Luft der aseptischen Ice Cream Parlors der amerikanischen Seite umweht, den Rio Grande überquert, belagert einen das hundertfältige, laute Treiben von Laredo-Süd. Lastwagen mit Trauben schwitzender, staubbedeckter Mexikaner schwanken hupend zur Grenzstation, deren Hallen, mit allzugewaltigen Fresken entblößter Revolutionstitanen geschmückt, die der Bürokratie ausgelieferten Menschen in Zwerge verwandelt. Nach einigen Schwierigkeiten gelingt es meist, die barocke Unterschrift eines der Offiziellen auf sein Visum und Autopapiere aufgesetzt zu bekommen. In einer früheren Reise verbrachten wir allerdings Stunden im Niemandland, das heißt auf der Brücke hin und her fahrend, in einer unheimlichen Kafka-Situation, mit verfallenen amerikanischen Visen und ungültigen mexikanischen Papieren. Eine allgemeine Kenntnis des südlichen Temperaments kommt einem in ähnlichen Fällen reichlich zu statten.

Bis man Laredo verläßt, steht meist der Mond blendend weiss über den Palmen. Geisterhaft auftauchende Ochsenkarren überholend saust man über die noch glühende Straße vorbei an gedeckten Ziehbrunnen, um die dunkelhäutige, in ihre Ponchos gehüllte Männer schlafen. Oft flackern bei Strohhütten, inmitten der wilden, dünnen Hochebene, kleine Feuer, um die singende, von einem Mandolinenspieler begleitete Familien kauern. Unter breitkrepmpigen Hüten blitzen ihre mandelförmigen Augen. Zwischen baumhohen Kakteen steht dann und wann eine vor dem Nachthimmel weiß ausgeschnittene, zinnenbekrönte Kirchenfassade, umgeben von mittelmeerisch-kubischen Häusern, deren farbige Wände selbst im spärlichen Lampenlicht aufglühen. Noch huschen die schwarzen Ekelgestalten der Aasgeier um die vom Verkehr getöteten Tiere, dann entleert sich die Landschaft jeder Bewegung. Gegen Mitternacht gelangt man nach Monterrey, hinter dem — dunklen Wolken gleich — Berghänge aufragen, die ersten gliedernden Elemente nach rund 2000 km amerikanischer Ebene. Ein von hinten in uns rammender Lastwagen katapultierte uns auf die große, runde Plaza hinaus. Inmitten gegenseitiger, in etwas schrillen Tönen vorgetragenen Unfreundlichkeiten blickten wir plötz-

lich gebannt auf die Uhrzeiger des beleuchteten Zifferblattes im Turm der Kuppelkirche, die sich in hektisch rasendem Tanz pausenlos drehen. Das Bewußtsein einer komischen Zeitrelativität ließ die Wagenbeschädigung als unwesentlich erscheinen, und man fühlte sich einem beinahe kosmischen Pulsieren nahe, in dem alles, wie durch ein umgekehrtes Fernrohr betrachtet, zusammenschmorte. Diese Empfindung, der man sich in Mexiko kaum entziehen kann, befreit und verwirrt zugleich den zeitgebundenen Europäer und Amerikaner. Den sich daraus ergebenden Verlust der «Koordinaten» sollten wir als die größte Gefahr in unserem Dasein mit den Stämmen des Huastecagebietes empfinden.

Am nächsten Morgen nahmen uns breite, vulkanische Täler auf. Aus dem Halbschatten vieler, manchmal auf Pfählen stehender Strohhütten blitzten die Zahnreihen lachender Menschen. Vom Wendekreis des Krebses aus blickt man über den von Blumen und Kakteen bewachsenen Absturz in ein weites, sonnenerfülltes Becken, in dessen Tiefe sich gelbe Felsschluchten wie dünne Adern zwischen kolossalen, vulkanischen Felstischen und Granittürmen winden. Aus dem tausendfältig grünen Teppich moosig gemusterter Landschaft steigt dann und wann der weiße Rauch eines Feuers auf, unsichtbare Miniaturwohnstätten verratend. Über die sich in einen tiefen Talkessel aufrundenden Tafeln klimmt die Straße hügel auf und ab nach Montemorelos. Im Abendlicht glitten alte Frauen — lange Schatten nach sich ziehend — dem klassischen, plateresken Portal der Kirche zu. Schwankenden Statuen gleich gingen sie lautlos vorbei, ihre spanischen Gesichter kaum sichtbar unter den dunklen Spitzenschleiern. Während die um 360° geschwungenen Glocken hämmernd läuteten, ruhten die gleich hohen, miteinander verbundenen Häuser in der Abendstille. Man wurde sich bewusst, wie befreiend die dem menschlichen Maß angepaßte Größe der Bauwerke im Gegensatz zu den engstehenden, dem Menschen entzogenen Wolkenkratzern wirkt, mit denen man sich nicht mehr identifizieren kann. (Dies gilt nicht für getrennte Hochhäuser, die man als Monumente klar wahrnimmt.)

Verläßt man Montemorelos, so kurvt die Straße nach Llera einem blumenduftenden, paradiesischen Tal zu, an dessen steilen, gerundeten Hängen Bananenbäume und enggereichte Maispflanzen wachsen, von denen sich rote, von zarten Buschformen gekrönte Felsköpfe abheben. Selbst nach öfterem Besuch bringt dieses von Vogelgesang erfüllte, intime Tal den Eindruck einer seltensten, zauberhaften Harmonie hervor. Schärfer gewölbte Hügelrücken bestimmen die Landschaft um Valles. Galoppierenden Reitern folgend fährt man zwischen hohen Erdpyramiden, von denen einzelne vielleicht durch Menschenhand geformt wurden. Die dem Weg entlanghuschende Kette von Indianern konzentriert sich immer mehr. Man befindet sich nun im Herzen des Indianergebietes des östlichen Tieflandes. Kurz darauf zeichnet sich das an eine steile, 600 Meter hohe Bergwand geschmiedete, immer erneut wieder abstür-

zende Sträßchen nach Tancanhuitz, der Stadt der Blumen und Heiligen (Ciudad Santos) ab. Die im Weggeröll schlitternden Reifen bringen uns langsam höher, bis sich das tief eingeschnittene Hochtal der Huasteca-Indianer unvermittelt zwischen zwei Felstürmen öffnet.

Die Indianer von Tancanhuitz

Es ist wesentlich, in knapper Schau die historische Entwicklung des 425 km nördlich der Hauptstadt zwischen dem Panamerican Highway und dem Golf von Mexiko liegenden Gebietes, in dem die Huastecas und Mexicanos leben, zu umschreiben¹. Denn sie ist für die Kolonisierung des Tieflandes typisch und spiegelt im Mikrokosmos die immer wiederkehrenden Bekehrungswellen und Versuche einer Zentralisierung der Regierungskontrollen wieder, das heißt Ziele, die noch heute keineswegs erreicht sind.

Im Jahre 1522 drangen von Cortéz losgelöste, vom Conquistadoren Francisco de Garay befehligte Truppen nach Norden, um als Häfen brauchbare Stützpunkte zu sichern. Der Feldzug scheiterte am Widerstand der Indianer, und im Oktober desselben Jahres verließ Cortéz selbst mit 130 Reitern, 250 Fußsoldaten und seiner Artillerie, begleitet von 10 000 verbündeten Indianern, das bezwungene Tenochtitlan und soll in diesem Feldzug die Stämme des Huasteca bezwungen haben. Der geniale spanische Stratege benützte die durch die Azteken angelegten Pfade, die ihn bei Tancanhuitz vorbeiführten, in dessen Nähe es zu verschiedenen Schlachten kam. Das immer noch stark vorhandene rituelle Ziel in der indianischen Kriegführung, das darin bestand, möglichst

¹ Breite: 21° 36' Nord; Länge: 98° 57'. Höhe der westlichen Talsohle 241 m ü. M. Ausdehnung: ca. 280 km West-Ost, 150 km Nord-Süd. Die beste Auskunft über das Tal gibt Rafael Montejano y Aguiñaga: *La Paroquia de Tancanhuitz*, San Luis Potósi, 1954. Hinweise gibt Carlos de Tapia Zenteno: *Noticia de la lengua azteca*, Mexico 1766, und *Grammatica Huasteca* (1725?). Das eigentliche Tal umfaßt 684 km². Die Einwohnerzahl beträgt gegenwärtig ca. 26 500 Seelen. Die Gemeinde von Tancanhuitz (Ciudad Santos) umfaßt 136 km² und zwischen 5000 und 8000 Einwohner. In der östlichsten der Talgemeinden, nämlich San Antonio stehen ca. 450 Spaniern 2320 Indianer gegenüber, das Verhältnis ist somit möglicherweise 1:6. Eine durch Aguiñaga zusammengestellte Statistik erwähnt, daß von 25 622 Menschen 2950 Schuhe besitzen. Dies scheint darauf hinzuweisen, daß das oben genannte Verhältnis eher zumindest 1:8 beträgt. Die durch die Talgemeinschaft erbaute Straße hat folgende technische Umwälzungen in den letzten Jahren hervorgebracht: Ein an einen Benzinmotor gekuppelter Generator produziert allabendlich für rund drei Stunden oft unterbrochenes Licht. Über die ganze Talschaft wurden Hunderte von Coca-Cola-Plakaten aufgestellt. Bier, Coca Cola und destilliertes Wasser sind nun erhältlich. Im Palast des Gouverneurs werden neuerdings schlecht besuchte Filme gezeigt. Außer dem Pfarrhaus besitzt keines der Häuser von Tancanhuitz sanitärische Einrichtungen der neueren Zeit. Ein großes, um einen offenen Hof erbautes Ziegeldach beherbergt die völlig offenen, gut besuchten «Schulräume».

viele Gefangene in einmaligem Treffen einzubringen, um diese dann zu opfern, führte zur Niederlage. Mit den Conquistadoren kam Bruder Bartolomé de Olmedo, der den immer wieder revoltierenden Indianern des Huasteca das Christentum zu predigen begann. Einer erneuten, 1524 erfolgten Expedition sollen sich 130 Missionare angeschlossen haben, welche die vollkommen dezentralisierten Stämme christianisieren und zugleich verwalten sollten. Einige rasch erbaute, festungsartige Klöster wurden nach einigen weiteren, vor allem durch Franziskaner unternommenen Bekehrungsversuchen bald wieder verlassen. Die ganze Gegend wurde zum spanisch königlichen Gebiet erklärt, und um 1550 begann eine weitere systematische Christianisierung durch den Kolumban der Huastecas Andrés de Olmos. Nach weiteren zwei Jahrzehnten schien das geschichtlose Volk wiederum in Vergessenheit zu sinken, bis um 1711 wiederum ein Priester ins Stammeszentrum von Tampamolón gesandt wurde, und 1725 der apostolische Protonotarius Carlos de Tapia Zenteno endlich die Sprachschwierigkeiten, die einer Bekehrung im Wege standen, durch seine in Mexiko herausgegebene Grammatica Huasteca überwand. Die «camino intransitables» schnürten die kleinen, um strohgedeckte Kirchen konzentrierten Gemeinschaften weiterhin von der Welt ab, obschon nun die «gente de razón», das heißt eine kleine Anzahl berechnender Spanier sich in einigen der Siedlungen niedergelassen hatten. Die heidnischen Bräuche der Eingeborenen werden dann und wann in Urkunden und Texten in enigmatischen Worten erwähnt. Es sei angetönt, daß auch wir dasselbe tun werden, denn manche der indianischen Sitten sind erschreckend und geheimnisvoll und Archetypen in unserem Gedächtnis so nahe, daß eine Entschleierung zugleich einer Profanierung gleichkäme.

Als wir Anfang Juli 1957 unter einer senkrecht über uns stehenden Sonne das Tal mit seinen steilen, rollenden, beinahe chinesisches anmutenden Hügeln betraten, hatte sich seit unserem letzten Besuch drei Jahre früher im wesentlichen wenig verändert. Wir logierten uns im riesigen Raum eines dickwandigen Gebäudes ein, das ehemals vielleicht ein befestigtes Kloster war und nun den Händlern mit ihren Hühnern, Schafen und Papageien als Schlafstätte diente. Der ockerfarbene Raum saß rittlings auf der Steinbrücke über dem Dorfbach, dessen ausgetrocknetes Steinbett von den Indianern zu verschiedensten Zwecken benützt wurde, unter anderem auch als natürlicher Schweinekoben. Dutzende heiser krächzender Aasgeier hüpfen im ausgetrockneten Schlamm. Der penetrante Geruch wurde einzig durch den süßlichen Duft geschmolzenen Waxes gemildert, das zu Kerzen für den heiligen Jakob, dessen Fest bald im Talzentrum von Tampamolón stattfinden sollte, gegossen wurde.

Lautlos bewegte sich der ständige Strom makellos weiß gekleideter Indianer dem Bachbett entlang. Auf dünnen, stengelartigen Nacken

schwankten ihre mächtigen, durch scharfe, hervorstechende Nasen und dunkle, weinbraune Schlitzaugen charakterisierten Häupter, die aus einem aztekischen Fries zu wachsen schienen. Über ihre flachen Stirnen spannte sich das Tragband, mit dem sie die auf ihren Rücken gegossenen Lasten trugen, während die von ihrem vorgeneigten Körper still hängenden Arme durch das nie fehlende Buschmesser und ein Tonkrüglein beinahe bis zur Erde verlängert wurden. Im trockenen Wetterleuchten der heißen Nächte am Fenster stehend, sah man sie noch immer endlos vorbeihuschen, die riesigen Lastenbuckel an ihren Rücken gefesselt, und man griff sich manchmal unbewußt an den eigenen Rücken, um dort geisterhaft die Chimäre zu fühlen, die Baudelaire so einzigartig beschrieben hat. Die Schlacken der Zivilisation fielen mit unserem enger werdenden Kontakt mit den Indianern langsam von uns ab. Als fremde, weiße Riesen waren wir unter ihnen aufgetaucht. Sie betrachteten uns scheu und erwiderten unsern Gruß ernsthaft, den Arm quer über die Brust legend, oder ihre offene Hand senkrecht vor ihr Gesicht spannend, so daß allein ihre Augen forschend in uns drangen. Diese undurchdringliche Distanz bewahrten sie bis ich mich einmal in den Hügeln verirrt und auf einen algigen Tümpel stieß, in dem Dutzende von graziilen Männern schreiend herumschwaderten. Erschreckt und schweigend betrachteten sie mich und luden mich nach einigem Tuscheln ein, mit ihnen zu planschen. Nach einem Seitenblick auf die am Ufer hingereichten Buschmesser stand ich bald als ungefügiger Albino in ihrer Mitte und genoß das grausliche, schlammige Wasser. Während dieses Idylls arbeitete das telegraphische System der Indianer, das darin besteht, Steine in gewissen Rhythmen zu beklopfen, rasch und reibungslos, und zu meinem Erstauen wurde ich nach der Rückkehr ins Dorf mit Zeichenfragen nach Schwimmen und See überschüttet. Die Händler verbreiteten das Gerücht unserer Harmlosigkeit weiterhin durch die Talschaft, und wir wurden fortan passiv ins Leben der Huastecas eingegliedert.

Je mehr wir durch die kleinteilige, von steilgefalteten Kalk und Schieferhügeln bestimmte Landschaft gingen, desto deutlicher wurde uns bewußt, wie sehr wir uns in einem frühmittelalterlichen Gesellschaftstypus mit etwas verschobenen Akzenten bewegten. Die sorgfältige Bebauung eng aneinandergereihter Maisfelder, Bananenhaine, Zuckerrohrpflanzungen und Kaffeesträucher, die Millionen von Kulturpflanzen, deren Blätter vom Morgenlicht getroffen eine silberne Haut über den Hügeln bildete, die mittags in üppig matte Grüntöne übergang und abends in einer Kupferpatina erglommen, waren das Resultat einer feudalen Gesellschaftsordnung. Der Señor Presidente hatte den Indianern Land zubestimmt und sie durch Verkaufsverbote daran gebunden. Der weitgehende Mangel an Industrie, der eine Landflucht verunmöglicht, betont das Bild einer statischen Ökonomie. Mit hölzernen oder steinernen Hacken arbeiten die Kleinbauern in den warmen Falten dieser reichen

Erde, roden durch Feuer und zahlen nach der Ernte ihren in wenig Geld verwandelten Steuerzehnten. Wie in allen landgebundenen Kulturen sind — im Gegensatz zu mechanistischen Zivilisationen — Abfälle unbekannt. Menschliche Exkremeute werden zur Düngung verwendet, Knochen oder Muscheln in musikalische Instrumente verwandelt, alte Autoreifen dienen zur Besohlung der Festtagssandalen. Die von der Außenwelt unabhängigen Stammesgemeinschaften bedürfen keiner zentralen Organisation. Genau wie der niedere Adel sind die durch ihre Hautfarbe und ihre von einem teuren Sombrero beschatteten Gesichtszüge gekennzeichneten Mestizen von den Bauern abhängig, obschon sie auf ihren Pferden an den ihnen ausweichenden Indianern vorbeisprennen. Sie «huldigen» dem Abgesandten des Präsidenten, dem Gouverneur der Provinz und ebenso der Kirche. Meist sind sie Händler und haben manchmal ihr Pferd mit einem wackligen Lastwagen vertauscht. Einzig der Gouverneur und wenige Haciendabesitzer spanischen Blutes, die oft Verwaltungsposten innehaben, entsprechen dem Hochadel.

Genau wie im Mittelalter und allen heute noch agrarischen Staaten bildet der Markt das Lebenszentrum, in dem oft eher Neuigkeiten als Waren ausgetauscht werden. Schon am Abend vor dem Markttage tauchen die Indianerfamilien mit ihren Lasten von Früchten, gestickten Schärpen, Tonwaren und Tieren lautlos aus dem Schatten der Maisfelder auf. Oft tragen die breithüftigen Frauen in einer Stoffschlinge ein Kind, in der anderen ein Ferkel, während die dünnbeinigen Sprößlinge ebenfalls Lasten tragend dem Vater folgen, der mit seiner erstaunlich hohen Stimme die Familie kommandiert. In regelmäßigem Rituell klimmen sie die steile Treppe zum Gefängnis herauf, wo sie im Fackelschein mit ihren am eisernen Gitter wartenden Angehörigen, die, meist wegen einer Schlägerei, einige Wochen absitzen müssen, stundenlang plaudern. Die Gesetze werden den Indianern gegenüber streng gehandhabt, und bei unserem früheren Besuch wurden Blumenschänder als warnendes Beispiel noch öffentlich ausgepeitscht. Nun sind die beiden in zu großen Uniformen versinkenden Polizisten zu humaneren Taktiken übergegangen. Die Warenbündel als Kopfkissen benutzend, übernachteten die Indianer sodann auf ihren geflochtenen Strohmatten, bis bei Sonnenaufgang das Gegacker von Hunderten von zusammengebundenen Hühnern und das Grunzen von Schweinen sich mit schrillen Flötenmelodien vermischt. Wortlos kauern die in bunte, über ihre Leinengewänder geworfene Festtagsschärpen gehüllten Frauen in urtümlicher Hockerstellung am Boden und weisen — oft zwei Kinder gleichzeitig an ihren langgestreckten, breiten Brüsten säugend — auf ihre Waren hin. Manchmal sind es Früchte oder dann dickbäuchige Töpfe, deren Form und Dekoration über ein halbes Jahrtausend dieselbe geblieben ist. Manche Krüge sind porös, und die entstehende Verdunstungskälte hält die darin aufbewahrten Flüssigkeiten kühl. Tonfrüchte oder in satten Farben bemalte

Kürbisse werden als Dekorationselemente feilgeboten. Junge Mädchen bieten sich als Mägde an, derweil die ernsten Kinder scheu umhergehen, manchmal marionettenartige Skelettpuppen mit großen, starren Totenkopfaugen sorgsam vor sich hin haltend. Zwerghafte Krüppel oder Idioten werden mit Steinen beworfen und über die staubigen Wege gejagt oder in den Zisternenschacht heruntergelassen. Sie büßen für die Tatsache, daß sie unproduktive Mitglieder der Gesellschaft sind. Gegen Mittag wird Mais auf steinernen Tafeln mit Steinrollen gemahlen und zu Tortillas, das heißt flachen Maiskuchen gebacken, während in steinernen Pfannen die Frijoles (Bohnen) in Schweinefett brodeln. Dunkelgrüne, auf der Zunge zerschmelzende Aguacates (Avokados) werden zweigeteilt und mit etwas Fett gegessen. Bis zum Sonnenuntergang kauern die Indianer in mongolischer Ergebenheit oft für Stunden bewegungslos auf den breiten Treppenstufen des Marktes und verlassen dann plötzlich die Plaza, auf der sich die Pilotes (Aasgeier) niederlassen. Eine geisterhafte Stille breitet sich unter den Baumkronen aus, während an den Hügelwänden frisch angefachte Feuer erglühen und von fernher tönend das fremdartige Jaulen eines Jaguars das nächtliche Tal erfüllt.

Nach einiger Zeit konnten wir über sanft ansteigende Holzrampen die oft auf schlanken, rohbehauenen Pfählen stehenden Hütten der Indianer betreten, an deren durch geflochtene Lianen zusammengehaltenen Rohrwänden Jaguarfelle, Schlangen- und Bergfuchshäute und dazwischen oft ein Bild des Herzens Jesu hingen. Manchmal stand auf einem Brettchen ein miniaturhafter, aus einer Baumwurzel geschnitzter Zulcutz, das heißt das Ebenbild eines Feindes, dessen hölzerne Form, von Kaktusnadeln durchbohrt oder durch Jaguarkrallen verstümmelt, dem Dargestellten Unglück bringen sollte. Während die an einer zwischen die Wände verstreuten Stange in frei hängenden Tüchern gebetteten Kinder schliefen, trank man das aus vergorenem Agavensaft hergestellte Pulquegetränk. Die vom Land gegen das Meer streichende Abendbrise ließ die zarten, fensterlosen Wände sanft singend vibrieren und trug die Gerüche der in großen, von Lehmmauern umbackenen Krügen brodelnden Suppe von dem von der Hütte abstehenden, ebenfalls strohgedeckten Kochplatz ins Innere. Nur durch ein dünnes Wandgewebe von der Natur getrennt, hörte man die Nachtstimmen umgehender Tierseelen, deren prophetische und magische Bedeutung wir nicht mehr empfinden können. Selbst die Art wie am frühen Morgen der Hahn kräht, gab über die kommenden Ereignisse genaue Auskunft. Wenn eine Jagd in Aussicht stand, mußte man, bevor man den Zauber des Schlafes durch Sprechen brach, den Berggöttern Mais zu essen geben oder ihnen Weihrauch opfern, während abends den Göttern Teem, Teponatzle und vielleicht Paya ein betörender ritueller Tanz gewidmet wurde.

An Festtagen im August und im Herbst fanden früher komplizierte Zeremonien statt, die mit Menschenopfern verbunden waren. Wie stark

die Erinnerung an diese rituellen Schlachtungen, in deren Verlauf oft Hunderten von Gefangenen bei lebendigem Leib das Herz aus der Brust gerissen wurde, noch ist, wurde erahnbar, als wir in der auf einer etwa zwanzig Meter hohen Pyramide anstelle des ehemaligen Tempels erbauten Kirche von Tancanhuitz ins monumentale Aztekengesicht des leichenhaften Grabchristus blickten, der mit seinen in den Gelenken beweglichen Armen auf eine blutüberkrustete Herzwunde wies. Wenn früher die Kraft des Opfers in rituellem Kampf auf den Sieger überging, so scheinen die Indianer heute dasselbe durch eine magische Berührung der Statue erzielen zu wollen. Die Vergangenheit aber erstand neu mit schlagender Wucht, als wir am Sonntagsgottesdienst teilnahmen. Als während der Wandlung der Kelch mit dem Wein über der Menge erschien, erhob sich aus den Kehlen der vorher völlig teilnahmslos herumkauernden Indianer ein elementares, beinahe orgiastisches Stöhnen, ohne Zweifel derselbe Ton der hundertfältig aus dem versammelten Volk aufstieg, als ihnen das noch zuckende Herz der Opfer gezeigt wurde. In solchen Momenten versteht man, wie gewaltsam die alte Tradition in den Seelen dieser Menschen noch durchzubrechen vermag, und man erinnert sich an die im Süden des Landes noch immer stattfindenden Opfer von Tieren und religiös gefärbten Stammkriegen, die mit den Voodoozeremonien der Westindischen Inseln nur wenig zu tun haben. In den zeitlosen Strom indianischer Tradition geworfen, beginnt man, an den nächtlichen Festen teilnehmend, die kaum verborgenen Zeichen einer lebendigen heidnischen Tradition zu entdecken.

Eine der Hauptfiestas im nahe von Tancanhuitz gelegenen Stammeszentrum von Tampamolón wird dem «Glorioso Apostol Señor Santiago» zu Ehren Ende Juli abgehalten. Die dreimonatige Trockenheit sollte den festlichen, um Regen bittenden Prozessionen einen besonderen Sinn verleihen. Am 24. Juli bei Sonnenuntergang bewegten sich Ströme von Indianern auf das Dörfchen zu und legten auf dem Altar der Kirche Wachsscheiben oder Kerzen nieder. Dann gingen sie am bunten, kleinen Bild Santiagos vorbei, dessen aztekische Gesichtszüge stark an die in Urkunden erwähnten Götterstatuetten erinnerten, auf den Kirchplatz hinaus, wo sie auf den Beginn der Mitternachtsmesse warteten. Am nächsten Morgen findet jeweils der festliche Markt statt. Die Frauen tragen bunte Wollkronen im pechschwarzen Haar, ebenso Nasenschmuck und Ohringe, welche die seidene Glattheit ihrer dunklen Haut hervorheben. Ihr selten gehörtes glockenreines Lachen wirkte überraschend. Dieser große Markt sollte uns die erste Gelegenheit geben, zwischen den beiden im Tale ansässigen Völkerschaften, nämlich den Huastecas (Azteken), in deren breitbackigen Gesichtern eine scharfe, hochgewölbte Nase sitzt, und den wacheren, schmalgesichtigen Mexicanos (Tolteken), zu unterscheiden. Ihre ethnisch völlig verschiedene Herkunft drückt sich noch deutlicher in den Sprachunterschieden aus. Einige an Ort und Stelle

phonetisch aufgeschriebene Worte lauten:

	Toltekisch	Aztekisch
Guten Tag:	Knänänik	Kidschiao
Hast du Recht?:	Kollwell	Patuk
Mais:	Ihith (wie engl. th)	Tshiltli

Die toltekischen Wörter wie zum Beispiel «leckaé» (ich bin hungrig) oder «letschäbet» (ich bin schläfrig) tönen manchmal beinahe wie Schweizerdeutsch. Am Abend des 25. Juli fand ein durch die Spanier eingerichtetes Feuerwerk statt, das seltsame indianische Untertöne hatte. Drei mächtige Sonnenräder drehten sich funkensprühend nacheinander auf einem kunstvoll geflochtenen ornamentalen Baum. Dann, vom Klang der Muschelhörner angekündigt, erschien plötzlich ein von wirbelndem Staub umhülltes Wesen, in dem die Spanier einen Stier sahen, die Indianer jedoch etwas, das mit dem Gott der Zerstörung und der Wiedergeburt, nämlich mit Quetzalcoatl verglichen werden muß. Das aus Korbgeflecht konstruierte Monstrum eilte in enger werdenden Kreisen dem dichten Spalier der Zuschauer entlang, während Raketen donnernd auf seinem Rücken explodierten, bis es zuletzt in einer Rauch- und Schwefelwolke zusammenbrach. Mit leuchtenden Augen hatten die Indianer schweigsam das wilde Treiben verfolgt. Als wir mit der Masse auf den Marktplatz hingeschoben wurden, waren wir uns immer mehr einer gährenden Stimmung bewußt geworden. Truppen mit geladenen Gewehren standen an zwei Ecken der Plaza, und ein hühnenhafter Beamter, den wir noch nie gesehen, betrachtete uns mit Mißvergnügen und setzte sich, demonstrativ seine zwei Pistolen zur Schau stellend, neben meine Frau. Aus dem Nichts hervorgezaubert plärrte ein Lautsprecher Tango-melodien in die Nacht hinaus, welche die Musik der Indianer übertönte. Erst um Mitternacht, nachdem stark alkoholische Getränke die Runde gemacht hatten, zogen sich die Truppen zurück, und der Lautsprecher schwieg. Es hatte sich zufällig ergeben, daß ich früher am Abend ahnungslos unter dem besagten Feuerwerkbaum gesessen hatte, da der Platz um ihn frei war. Als das ohrenbetäubende Knallen losging beobachteten hundert Augenpaare meine Reaktion, und um die Todsünde der Lächerlichkeit zu verhindern, blieb mir nichts anderes übrig, als inmitten der rechts und links niedersausenden, kanonenartig explodierenden Raketen ruhig sitzen zu bleiben. Das unvermittelte Auftauchen meiner Frau, die im Wagen geschlafen hatte, gab mir Gelegenheit, völlig taub eine sicherere Entfernung zu gewinnen. Diese Schaustellung scheinbarer Furchtlosigkeit, dazu mein langgewachsener Sommerbart, bei dessen Anblick es den Indianern nie geheuer war, gaben uns Mut, als einzige Weiße unter den Indianern zu verbleiben.

Die Musik der Stammesorchester, die unabhängig voneinander — jedoch im selben wellenartigen Rhythmus — spielten, begann sich nun

lauter und lauter den niederwallenden Wolken zuzuheben. Harfen mit kürbisähnlichen Resonanzkästen gaben einen schwingenden, penetranten Ton von sich, der durch rebekähnliche, schlanke Violinen unterstrichen und von den tief gestimmten Mandolinen begleitet wurde. Der schrille Gesang der Rohr- und Panflöten, von deren Ende eine kleine, viereckige Trommel herabhing, verschmolz mit den abgehackten, Jauchzern ähnlichen Rufen der Indianer. Pausenlos, in weitem Kreis denselben Grundrhythmus wiederholend, hüpfen sie vogelartig und leicht vorgeneigt auf und nieder, um plötzlich mit ihren breiten, nackten Füßen niederstampfend den Donner nachzuahmen, dessen Schläge das Zentrum der Erde erschüttern. Weit über die Menge der zuschauenden Frauen blinkten die roten Federkappen der Tänzer, während im Takt erhobene Opfermesser aufblitzten. Manche Gestalten waren dämonenartig in schwarze Mäntel gehüllt und trugen mit Vogelsymbolen geschmückte Flaggen. Selbst wenn die Orchester aussetzten, hielten die an den Knien befestigten Metallstücke und die in der Hand auf und nieder geschwungenen Rasseln den Takt fest. Dem endlos hypnotischen Rundtanz der oft kaum unterscheidbaren Figuren, deren zurückgeworfene ekstatische Gesichter im Feuerschein wie Flammen auf- und niederzuckten, schlossen sich mehr und mehr Männer an. Ihre schlafenden, in Reihen liegenden Kinder verlassend, begannen nun auch die Frauen — formelhafte Sprüche vor sich hinmurmeln — mitzutanzten. Langsam differenzierten sich die Tanzarten, während der Rhythmus über der ganzen Plaza einheitlicher wurde, und das regelmäßige Stampfen den Boden zu erschüttern begann. In lange, enganliegende Purpurmäntel gehüllt, traten gekrönte und mit Brüsten ausgestaffierte Männer zwischen einige der Gruppen und wurden sofort auf beiden Seiten flankiert, entwichen dann in einer Folge sehr rascher Schritte und wurden zeremoniell von der tanzenden Gruppe wiederum eingefangen, bis sie zuletzt in deren Zentrum verharren. War es Tlazolteotl, die fruchtbare Erdgöttin, die als Teteoinnan die Götter gebar und somit das weibliche und männliche Prinzip in sich vereinigte? Oder war es Chicomecoatl, die siebenfache Schlange und Maisgöttin, deren verhüllte Füße ihren schlanken Körper in schwebender, lautloser Bewegung trug und deren aufrechte Gestalt sich über die Tänzer emportürmte²? Dann, gegen zwei Uhr morgens, als die Musik und die längergedehnten Schreie die immer tiefer sich ballenden Wolken herabzusaugen schienen, begann es zu donnern und langsam, zuerst Tropfen um Tropfen und schließlich in wirbelnden Fontänen, regnete es. Dieser Regen, der alles bedeutete, verursachte nicht die geringste Wirkung. Denn die Göttin war hier und wurde weiter umtanzt; unentrinnbar war sie gefangen. Mit dem Regen aber sollten auch die Reptile wiederum kommen,

² Im Jahre 1726 beschrieb J. Lanciego wie die Indianer der Maisgöttin jedes Jahr im August nach Sonnenuntergang eine Krone und eine Trommel auf Stäben bereitstellten und zwischen ihnen ein Bett mit einem Honigkrug nachtsüber stehen ließen.

die mächtig in der Erde wohnen, und dann auch die Pilze, von denen einige mit Zaubersprüchen sorgfältig zubereitete Arten, in geringen Dosen lange gekocht, einen Trank produzieren, dessen Genuß hundertfältige Visionen und den Kontakt mit den Toten hervorbringt. Die Göttin hatte somit mehr gebracht als Fruchtbarkeit. Durch ihr Kommen hatte sie die Menschen wiederum vergöttlicht, hatte sie zu Wesen verwandelt, denen Vergangenheit und Zukunft, Diesseits und Jenseits wiederum offen stand.

So lebt denn das so nahe der Panamerikanischen Straße und kaum je durch Weiße besuchte Hochtal noch immer eine heute seltener werdende, im epischen Strom des Lebens eingebettete Existenz. Die erinnerungslose Zeitlosigkeit seiner Bewohner, deren Leben durch intuitive Ahnungen bestimmt ist, hatte uns so unvermittelt und rasch gepackt, daß ein manchmal über die Landschaft donnerndes Flugzeug fremd und bedrohlich erschien. Im Lichte der indianischen Feuer konnte man von einer Hüttentüre aus wortlos für Stunden in den mächtig niederbrausenden Regen oder auf die im Abend verschwimmenden Bergsilhouetten schauen, während man zutiefst wußte, daß hinter den in Dunstvorhängen langsam zerschmelzenden Erhebungen nichts existierte noch jemals existieren würde. Mittlerweile würden aus dem plötzlichen Dunkel der Nacht die weißgewandeten Indianer aus Maisfeldern treten und leicht vorgebeugt die an das Stirnband gehängte Last scheinbar bewegungslos vorübertragen und lautlos wieder entschwinden. Im Becken der Erde oder auf vibrierender Plattform kauern, geschützt durch das auf einigen Pflöcken montierte Strohdach, wußte man, daß nichts geschehen war, noch je geschehen konnte, was dieses durch die Grundrhythmen der Natur beherrschte Tal jemals verändern würde. Das lange in der Erinnerung verharrende, leicht verschwommene Echo eines Muschelhornes, dessen trauriger Ton zwischen den Bergwellen signalhaft von Feuer zu Feuer eilt, wurde für uns zu einem Ton ungestillter Sehnsucht.